

Ewa Żebrowska

Text – Bild – Hypertext

Warschauer Studien zur Germanistik
und zur Angewandten Linguistik

Herausgegeben von Sambor Grucza
und Lech Kolago



PETER LANG
EDITION

Text – Bild – Hypertext

Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik

Herausgegeben von Sambor Grucza
und Lech Kolago

Band 10



PETER LANG
EDITION

Ewa Żebrowska

Text – Bild – Hypertext



PETER LANG
EDITION

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Gedruckt mit finanzieller Unterstützung
der Universität Olsztyn.

Gutachter: Prof. Dr. habil. Beata Mikołajczyk

Umschlaggestaltung:
© Olaf Gloeckler, Atelier Platen, Friedberg

Gedruckt auf alterungsbeständigem,
säurefreiem Papier.

ISSN 2192-7820
ISBN 978-3-631-62642-9 (Print)
E-ISBN 978-3-653-02117-2 (E-Book)
DOI 10.3726/ 978-3-653-02117-2

© Peter Lang GmbH
Internationaler Verlag der Wissenschaften
Frankfurt am Main 2013
Alle Rechte vorbehalten.

Peter Lang Edition ist ein Imprint der Peter Lang GmbH.

Peter Lang – Frankfurt am Main · Bern · Bruxelles · New York ·
Oxford · Warszawa · Wien

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

www.peterlang.de

Inhaltsverzeichnis

Danksagung.....	7
Einleitung.....	9
1. Sprache(n) und ihre Wirklichkeit	15
1.1. Ontischer Status von Sprache(n)	15
1.2. Sprache(n) und Mensch(en)	19
1.3. Sprache(n) im Kulturgefüge.....	27
1.4. Zwischenbilanz.....	33
2. Materialität sprachlicher Äußerungen	35
2.1. Schriftlichkeit	35
2.2. Schriftlichkeit vs. Mündlichkeit	42
2.3. Vertextung	49
2.3.1. Linguistische Text-Begriffe	49
2.3.2. Literaturästhetische Text-Begriffe	61
2.3.3. Holistische Text-Begriffe.....	67
2.4. Intertextualität.....	72
2.5. Zwischenbilanz.....	78
3. Medialität menschlicher Kommunikation	81
3.1. Kulturelle Einbettung	81
3.2. Medium, (Multi)Medien, (Multi)Modalität.....	88
3.3. Interaktive Medien.....	101
3.4. Zwischenbilanz.....	104
4. Computergestützte Hypertextualität	107
4.1. Technologische Grundlagen.....	107
4.2. Hypertexte	112
4.2.1. Konzeptentwicklung	112
4.2.2. Definitionsvorschläge	115

4.2.3. Kategoriale Differenzierungen.....	126
4.3. Zwischenbilanz.....	139
5. Beschreibungsdimensionen von Hypertexten	141
5.1. Rezeptionsweg.....	141
5.2. Mediale Realisierung.....	155
5.3. Layout und Design	161
5.4. Typografie	176
5.5. Text-Bild-Gefüge	182
5.5.1. Kommunikative Funktion von Bildern	182
5.5.2. Beschreibungsmethodologie	185
5.5.3. Bild-Konzepte	190
5.5.4. Text vs. Bild: Gemeinsamkeiten und Unterschiede	195
5.5.5. Text und Bild: Verknüpfungsmuster.....	204
5.6. Zwischenbilanz.....	223
6. Zusammenfassung und Ausblick.....	227
Literaturverzeichnis	231

Danksagung

Allen, die mich beim Entstehen dieses Buches unterstützt haben, gilt mein Dank.

Für seine unentbehrliche Unterstützung und für die Aufnahme des Buches in die Reihe *Warschauer Studien zur Germanistik und zur Angewandten Linguistik* bedanke ich mich auf das herzlichste bei Herrn Professor Dr. Sambor Grucza.

Frau Professor Christina Gansel danke ich für die Möglichkeit eines Forschungsaufenthalts an der Ernst-Moritz-Universität Greifswald, für alle Gespräche und für ihr stetes Interesse am Fortschreiten der Arbeit.

Den Herren Professoren Norbert Fries, Hennig Lobin und Gerd Antos sei für die wohlwollende Begleitung des Projekts gedankt. Dank gebührt auch meinem Lehrer Prof. Dr. Jerzy Żmudzki für seine wertvollen Hinweise sowie Prof. Dr. Silvia Bonacchi für konstruktive Diskussionen.

Mein besonderer Dank gilt Herrn Professor Dr. Dr. h.c. Franciszek Grucza für die aufmunternde Kritik.

Einleitung

Einstieg in die Problematik

Die linguistische Konzeptualisierung von Sprache, tief in der Tradition dieser Disziplin verwurzelt, lässt monomediale und -modale Kommunikation als ‚Normalfall‘ zu. Die gesellschaftliche Kommunikationspraxis zeigt jedoch, dass sprachliche Ausdrücke auf ihrer wahrnehmbaren Ebene prinzipiell als multimediale und -modale Kommunikation zu verstehen sind. Ich möchte das vorliegende Buch mit zwei Feststellungen eröffnen, die auch für die Herausgeber des Jahrbuchs 2009 des Instituts für Deutsche Sprache (Deppermann/ Linke 2010: VII) den Ausgangspunkt der Überlegungen bildeten. Sprachliche Äußerungen kommen in medial und materiell gebundenen Erscheinungsformen vor sowie im Verhältnis mit anderen Modalitäten der Kommunikation (Mimik, Gestik, Bild, Geräusch, Ton u.a.). An die Stelle der amedialen Auffassung von Sprache tritt die Konzeption der Intermedialität von sprachlichen Äußerungen, also der intermedialen Relationierung sprachlicher Phänomene. Die Relevanz der Materialität, also der Oberfläche sprachlicher Phänomene, rückt somit ins Zentrum des Interesses (vgl. Krämer/ König 2002; Linke/ Feilke 2009). Zu einem wichtigen Anliegen der Forschung wird die Erkenntnis, dass sprachliche Ausdrücke kraft ihrer materiellen und medialen Einbettung auch ästhetische und affektive Qualitäten aufweisen. Ausschließlich geschriebene Texte kommen immer seltener in ihrer reinen Form vor, wenn aber, dann beschränkt sich dies auf bestimmte Textsorten oder Kommunikationsformen. Visuelle Elemente, Design, Gestaltung, Bilder spielen eine immer größere Rolle. Immer häufiger haben wir es auch mit Text-Bild-Verbindungen (-Komplexen, -Konglomeraten, -Gefügen) zu tun, die in der vorliegenden Arbeit als Ganzheit, als multimodale Kommunikate verstanden werden. Ulrich Schmitz (2005: 199) zufolge ist Sprachliches in die nonverbale, akustische und visuelle Kommunikation eingebettet, was durch moderne Medien noch verstärkt wird. Mediale Kommunikation ist prinzipiell durch Text-Bild-Konglomerate geprägt. Text-Bild-Verhältnisse, wie sie sich heute insbesondere auf Websites geltend machen und in denen das sog. Sehfächendesign zur zentralen Kategorie wird, bilden ein oft diskutiertes Forschungsfeld, für das U. Schmitz den Terminus „tertiäre Schriftlichkeit“ geprägt hat.

Im Schwange sind gegenwärtig auch die Begriffe *Multimodalität* und *multimodale Texte*. Sie gehen auf Gunther Kress und Theo van Leeuwen zurück, die 1996 auch den Terminus *Bilderlesen* eingeführt haben. Zwei Jahre später waren sie bereits davon überzeugt, dass Kommunikation sich nie auf nur ein Zeichensystem beschränkt, und stellten die These auf: „all texts are multimodal“ (Kress 1998: 186). Kommunikation ist vielschichtig, und der Sinn ergibt sich aus dem Zusammenwirken der semiotischen Modi: „meaning is made in many different ways, always, in the many different modes and media which are co-present in a communicational ensemble“ (Kress/ van Leeuwen 2001: 111).

Das Interesse an multimodalen Kommunikationsangeboten ist in der Linguistik seit einigen Jahren stark präsent. Es werden verschiedene gesellschaftliche Rahmenbedingungen reflektiert, einen erheblichen Teil davon bilden die technischen Bedingungen der digitalen Textproduktion und -rezeption, die dazu beigetragen haben, dass sich (schriftliche) Texte, vor allem in ihrem Aussehen, stark gewandelt haben. Sowohl auf Rezipienten- als auch auf Produzentenseite wird heutzutage design- und bildbezogene Kompetenz erwartet. Mit Multimodalität meint man eben in erster Linie die Verbindung unterschiedlicher visueller Modalitäten, d.h. alphabetschriftlicher und bildlicher Elemente, die zusammen die Sehfläche füllen. Hinzu treten weitere Modalitäten, vor allem die auditive Modalität, so dass verschiedene Kombinationen möglich sind: in der Face-to-face-Kommunikation (vgl. Bonacchi 2011) etwa das Zusammenspiel von lautlichen, mimischen, gestischen Anteilen, in der elektronischen Umgebung von klanglichen, lautlichen, schriftlichen, diagrammatischen und bildlichen Anteilen (vgl. Steinseifer 2011: 165). M. Steinseifer spricht dabei von seitenbasierten Texten oder Dokumenten, die sich als visuell zu rezipierende Kommunikationsangebote darstellen.

Vor diesem Hintergrund hat die kommunikationsorientierte Linguistik in den letzten Jahren ihre Interessen und ihren Analysegegenstand wesentlich erweitert. So gilt die Computervermittelte Kommunikation (engl. *Computer-Mediated Communication CMC*) als ein etabliertes Forschungsgebiet. Computervermittelte Texte tendieren zunehmend zum visuellen Erlebnis und werden auch als visuelle oder visualisierte Texte bezeichnet. Für die Linguistik ergeben sich daraus neue Forschungsperspektiven.

Es sei an dieser Stelle noch einmal U. Schmitz (2010: 412) angeführt, dem zufolge in der computervermittelten Kommunikation „überschaubar stabile Informationswelten gegen unendlich variable Komplexität“ getauscht werden. Veränderliche Bildschirme ersetzen fest bedrucktes Papier, einzeln programmierbare Pixel ersetzen bewegliche Lettern, eine flächige und zeitlich bewegliche Ordnung ersetzt die materiell räumliche. Es herrschen insgesamt ganz neue Verhältnisse, auf die im Folgenden eingegangen wird.

Im WWW sind gewisse Neuerungen und Veränderungen festzustellen, und der Wandel der technischen Voraussetzungen lässt neue Textsorten entstehen. Zu den wichtigsten deutschsprachigen Arbeiten zum WWW zählen diejenigen von: G. Rehm (2005), J. Bittner (2003), O. Huber (2002) oder D. Schütte (2004). A. Storrer (2000) spricht von neuen Textarten im Internet und plädiert zugleich für die textlinguistische Erforschung digitaler Medien. Schon im Jahre 1998 sah S. Krämer voraus, dass die Begriffe *Text* und *Bild* sowie die ihnen entsprechenden Begriffe *Lesen* und *Betrachten* sich unter dem Einfluss neuer Technologien verändern würden – eine Entwicklung, die wir gegenwärtig an Hypertexten und virtueller Realität beobachten können. G. Antos et al. (2011: 648) vermuten, dass die Online-Textrezeption und -Produktion die traditionelle, papierbasierte überholen wird. Von Interesse sind hier u.a. auch E-Books und mobile Lesegeräte. Nach Angaben des Onlinebuchhändlers Amazon vom 26. Dezember 2009 überschritt zu Weihnachten 2009 die Anzahl der gekauften Kindle-Bücher erstmals die der Papirausgaben. Die medialen Rahmenbedingungen müssen somit in der wissenschaftlichen Forschung berücksichtigt werden.

Seit Jakob Nielsens Forschungen zu den durch das Web veränderten Rezeptionsbedingungen *How Users Read on the Web. They don't* (1997), seit einem guten Jahrzehnt also, entwickelt sich eine gewisse, vor allem praktisch ausgerichtete Reflexion zum Thema sowie eine Ratgeberliteratur zur Gestaltung guter, mediengerechter Texte, die sich nicht mehr an den klassischen Regeln des Schreibens und des Lesens orientieren. Darüber hinaus erhalten Texte im Internet neue Funktionen, etwa im Kontext von Public Relations, wo Marketing und Werbung eine entscheidende Rolle spielen.

Ziele der Arbeit

Auf der Grundlage der bisherigen Ausführungen wird im Folgenden das Ziel der Arbeit verdeutlicht: Sie soll die Veränderungen der medialen Bedingungen für die Textualität aufzeigen und die Präsenz bildlicher Elemente in der textuellen Umgebung untersuchen. Die vorliegende Arbeit fokussiert den Teil der Kommunikation, der mit dem Internet und dem Dienst des *World Wide Web* verknüpft ist. Sie versteht sich als ein genuin textlinguistischer Beitrag zur Beschreibung von Hypertexten und Hypertext-Oberflächen. Der Titel der vorliegenden Arbeit *Text – Bild – Hypertext* verweist darauf, dass eben das Bild ein verbindendes Element auf dem Weg vom Text zum Hypertext, vom Sprachlichen zum Digitalen darstellt. Die sprachtheoretische Reflexion soll einer textlinguistischen Analyse der Hypertextualität den Weg ebnen, wobei das Bedürfnis

nach einer neuen linguistischen Subdisziplin, der *Bildlinguistik* plausibilisiert werden soll. Bei der Untersuchung des Phänomens wird von einem breiten theoretischen Hintergrund ausgegangen. Folgende Fragen stehen im Mittelpunkt:

- Wie ist der ontische Status von Sprache(n)?
- Inwieweit sind Sprachen im kulturellen Gefüge zu sehen?
- Wodurch kennzeichnet sich die heutige (hyper)mediale Kultur?
- Wie ist der Weg von der traditionellen Schriftlichkeit und Textualität bis hin zur Hypertextualität?
- Welche technologischen Voraussetzungen für die Hypertextualität gibt es?
- Wie sind Hypertexte zu konzeptualisieren?
- Wie ist der textlinguistische Zugang zu ihnen?
- Anhand welcher Kriterien lassen sie sich beschreiben?
- Wie ist die Rolle der Bildlichkeit in der Hypertextualität?
- Welche weiteren Forschungsperspektiven eröffnen sich?

Die zu beschreibenden Phänomene werden an repräsentativen Beispielen exemplifiziert. Aus diesem Grunde – d.h. vor allem aufgrund der exemplarischen Erprobung – erhebt die vorliegende Arbeit nicht den Anspruch auf empirisches Vorgehen. Vielmehr geht es darum, die Möglichkeit der Übertragung des textlinguistischen Konzepts auf die den Hypertext betreffenden Fragen aufzuzeigen. Die Textlinguistik stellt gut fundierte Methoden zur Analyse der kommunikativen Praxis bereit. Die Analyse der interaktiven und multimedialen, durch Fixierung verlorengelassenen Elemente sowie die Vielschichtigkeit der Daten, die sich schwer in die linguistische Analyse transponieren lassen, stellt eine besondere Herausforderung dar.

Aufbau der Arbeit

Das vorliegende Buch besteht aus fünf Kapiteln und stellt zunächst unterschiedliche Auffassungen der Sprache dar, wobei der Schwerpunkt auf die kulturelle Einbettung sprachlicher Phänomene gelegt wird. Sprache und Kultur kommen in einem Menschen zusammen als seine sprachlichen und kulturellen Eigenschaften. Wenn sprachliche Eigenschaften eine reale Gestalt, eine konkrete Form annehmen, materialisieren sie sich. In der historischen Entwicklung beobachten wir dieses Phänomen unter anderem als eine sich verändernde Schriftlichkeit, was in Kapitel 2 *Materialität sprachlicher Äußerungen* thematisiert wird. Hier findet der Leser die Antwort auf die Frage, ob dem Mündlichen oder dem Geschriebenen das Primat zukommt. Ein wichtiger Schritt in der Geschichte der Sprachlichkeit war die Vertextung sprachlicher Äußerungen, deshalb nähert sich Kapitel 2 aus verschiedenen Perspektiven dem Text-Begriff und spannt den Bo-

gen von den linguistischen über die literaturästhetischen bis hin zu den semiotischen Text-Begriffen.

Im darauffolgenden Kapitel 3 wird auf die mediale Wende in den Geisteswissenschaften eingegangen, wobei Medien, Modalitäten, der Computer als Medium sowie weitere technologische Grundlagen der computergestützten Texte thematisiert werden. Hypertexte selbst erweisen sich als ein breitgefächertes und umfangreiches Untersuchungsobjekt.

In Kapitel 4 wird auf die computergestützte Hypertextualität eingegangen. Im Vordergrund steht hier die Klärung des Begriffs *Hypertext*, wobei Definitionen verschiedenster Provenienz vorgeschlagen werden. Wichtig ist zu zeigen, dass der textlinguistische Zugang möglich ist. Das Kapitel 4 schließt die kategoriale Differenzierung in Hypertextsorten ab.

Mögliche Beschreibungsdimensionen des Phänomens (vgl. die jeweiligen Unterkapitel) werden in Kapitel 5 angeboten: die Rezeption, die mediale Realisierung von Hypertexten, Textdesign und Layout, Typographie, Verknüpfung von Text und Bild. Die theoretischen Ausführungen werden anhand mehrerer Hypertextbelege exemplifiziert. In Anlehnung an J. Androutopoulos (2010: 425-7), der zwischen Multimedialität als Koexistenz und Kombination verschiedener Medien und Multimodalität als Koexistenz und Kombination verschiedener semiotischer Modalitäten, Zeichensysteme in einem Text unterscheidet, sehe ich die einzelne Webseite als analytische Grundeinheit an.

Bei der Analyse der Kommunikation in ihrer Vielfalt spricht einerseits ein methodisches Prinzip für die Berücksichtigung empirischer Daten, andererseits muss der Empirie die Begriffs- und Theoriebildung vorausgehen. Ich bin fest davon überzeugt, dass die eigentliche Kraft der Linguistik in ihren explikativen Modellen liegt.

1. Sprache(n) und ihre Wirklichkeit

1.1. Ontischer Status von Sprache(n)

Jede wissenschaftliche Disziplin bestimmt ihren Gegenstand, indem er auf spezifische Weise modelliert und konstruiert wird. Dieser Prozess hat in der Sprachwissenschaft des 20. Jahrhunderts zu weitgehenden reduktionistischen Perspektiven sowie Idealisierungen und Abstraktionen geführt. Das intellektualistische Sprachbild hatte in Ferdinand de Saussure seinen Begründer, dessen Unterscheidung zwischen Sprache und Sprechen die Sprachwissenschaft über Jahrzehnte methodologisch geprägt hat. Einerseits sind die Verdienste der Strukturalisten evident, denn sie haben eine wissenschaftliche Fundierung für die Deskription der Sprache konstituiert, einen methodologischen Zugang zu ihrer Beschreibung geschaffen sowie ihrer synchronen Analyse einen hohen Rang eingeräumt. Andererseits aber hat man im Strukturalismus die Sprache als autonomes, eigenständiges Gebilde betrachtet, vom Menschen und seiner konkreten, wirklichen Sprache, und somit von den sozialen, kulturellen, kommunikativen, medialen und funktionalen Dimensionen der Sprache abstrahiert (vgl. Günthner 2003: 190). Die Lebendigkeit und Unikalität des authentischen Sprachgebrauchs, die individuell geprägte Differenziertheit von konkreten Erscheinungsformen sowie die Sprache als Teil der biologischen Ausstattung des Menschen und sein Sprachvermögen wurden in diesem Ansatz aus der wissenschaftlichen Erforschung ausgeklammert. Zum Objekt der Sprachwissenschaft konnten keine individuellen, wirklichen, authentischen sprachlichen Objekte werden, sondern die Sprache als Universalbegriff, die dem Prozess der Abstraktion im Sinne von Aristoteles unterworfen wurde. Darüber hinaus wurden die auf diese Weise gewonnenen (Einzel)sprachen als Systeme in verschiedene Elemente zergliedert und erst daraufhin analysiert. S. Krämer (2009: 37) spricht an dieser Stelle vom purifizierten Sprachkonzept, vom intellektualistischen Sprachbild, in dem die Sprache nicht in ihrer ganzen Wirklichkeit thematisiert, sondern lediglich als potentiell Gebilde aufgefasst wird. Der so in reiner Form konstruierte Gegenstand der Sprachwissenschaft war nicht unmittelbar greifbar, steckte eigentlich hinter der empirisch zugänglichen Sprachwelt (vgl. Linke/ Ortner/ Portmann-Tselikas 2003: XI).

Das so aufgefasste Untersuchungsobjekt *Sprache* wurde aus den Zusammenhängen herausgeschnitten, in denen sie funktionierte. Dies führte zur Isolierbarkeit von Struktur und Funktion, des Weiteren zur Aussonderung von kleinsten sprachlichen Elementen, schließlich zur Etablierung der einzelnen Subsysteme, wie Phonologie, Morphologie, Syntax und zu deren Einschließen „in die strengen Kammern der Module“ (Ortner/ Sitta 2003: 27). Schon W. von Humboldt betonte Folgendes:

Gerade das Höchste und Feinste läßt sich an jenen getrennten Elementen nicht erkennen und kann nur (was um so mehr beweist, dass die eigentliche Sprache in dem Acte ihres wirklichen Hervorbringens liegt) in der verbundenen Rede wahrgenommen oder geahndet werden. Nur sie muss man sich überhaupt in allen Untersuchungen, welche in die lebendige Wesenheit der Sprache eindringen sollen, immer als das Wahre und Erste denken. Das Zerschlagen in Wörter und Regeln ist nur ein todttes Machwerk wissenschaftlicher Zergliederung. (Humboldt 1963: 418)

Eine dezidiert realistische Position nimmt Franciszek Gruzca (1997b: 78; 1999: 150) ein. Seiner Auffassung nach repräsentieren wissenschaftliche Objekte einen bestimmten Wirklichkeitsbereich und werden erst durch Denkopoperationen wie Abstraktion oder Kategorisierung zu kognitiven Konstrukten. Sprache, so Franciszek Gruzca, existiere nicht an sich, als etwas Abstraktes und sei kein unabhängiges Wesen, sondern untrennbar mit dem konkreten Menschen und seinen Fähigkeiten verbunden: Sprache „ist kein autonomes selbständiges Gebilde“¹ (Gruzca 1993: 169, übers. E. Ž.).

Sprachen existieren nicht als idealisierte, isolierte, und abstrakte Objekte, gleichsam als autonome Systeme, die als solche erforscht werden sollen. Erfahrbar und beschreibbar ist nicht die Sprache an sich, als grammatisches Regelsystem, sondern bestimmte Sprachen in ihrer aktuellen Performanz, die konkreten kommunikativen Praktiken, Äußerungen und Texte, aber wie F. Gruzca (1983: 290) betont, nicht (nur) im Hinblick auf ihre Merkmale als solche, die sie als eigenständige physikalische Objekte besitzen, sondern vor allem bezogen auf Menschen (Sprecher-Hörer). Es sind dies diejenigen Merkmale, die von den Sprachbenutzern den Äußerungen zugeschrieben und an den Äußerungen als relevant hervorgehoben werden. Konkrete menschliche Sprachen in ihrem kommunikativen, funktionalen, medialen und kulturellen Kontext, also in ihrem tatsächlichen, lebensweltlich verankerten Gebrauch werden nunmehr zum Forschungsgegenstand der Linguistik und nicht länger die Re-Konstruktion eines idealisierten, universellen Systems (vgl. Günthner 2003: 190-1).

Der Terminus ‚Sprache‘ als wissenschaftliches Konstrukt ist ein Universalbegriff. Die philosophische Diskussion über die Universalien, die im antiken Grie-

1 „...nie jest on [język, E. Ž.] jakąś samoistną rzeczą“ (Gruzca 1993: 169)

chenland ihre Wurzeln hatte und dann im Mittelalter wieder auflebte, mündete schließlich in drei grundverschiedenen, einander ausschließenden Konzeptionen: die Universalbegriffe seien vor den Dingen (*ante rem*), nach den Dingen (*post rem*) oder in den Dingen (*in re*), so die Positionen (Podsiad/ Więckowski 1983: 283; Ehlich 2009: 29). Die erste in dieser Reihe, die idealistische Position, hatte bekanntlich insofern in Platon ihren Begründer, als er in seiner Philosophie an das Primat der Ideen festschrieb. Diese existierten, so Platon, an sich, vor den realen Dingen und bildeten die Welt der Begriffe. Die zweite Konzeption firmierte als die nominalistische und die dritte als die realistische Konzeption. Urheber der letzteren war bekanntlich Aristoteles, der die platonischen Ideen in die Welt der Erscheinungen zurückholte. Universalbegriffe existierten, so Aristoteles, nicht *ante rem*, sondern *in re* und würden allererst im Prozess der Abstraktion gebildet, indem wir reale Dinge beobachten und diese Beobachtungen anschließend generalisieren. Nun lässt sich vor dem Hintergrund dieser langwährenden Debatte die Frage, ob es eine reine Sprache als System hinter dem eigentlichen Sprechen bzw. Kommunizieren gibt, nach unserem heutigen Kenntnisstand nur auf eine einzige Weise beantworten: Die Sprache existiert nicht *ante rem*, gewissermaßen als ein ideales System, sondern *in re*, d.h. in empirisch wahrnehmbaren Phänomenen.

(...) die realistische Position, die *in*-Position, eröffnet uns eine Möglichkeit, uns einerseits nicht in den idealistischen Verabsolutierungen zu verlieren, (...), Verabsolutierungen, dass eine Sprache jenseits allen Sprechens irgendwie immer schon da sei. (Ehlich 2009: 30)

Andererseits müssen wir stets im Auge behalten, dass diese wahrnehmbaren Phänomene immer auf den Menschen mit seinen sprachlichen und textuellen Fähigkeiten zurückzuführen sind. Die Konzeption *in re*, nach der eine eigene, unabhängige Realität der Sprache angenommen wird, bewahrt uns vor dem Idealismus, also davor, die Sprache einfach auf ein *post rem* festzulegen und sie unabhängig vom Menschen und von der Verwendung zu betrachten. Auf der Basis einer solchen realistischen Sicht sind wir in der Lage, uns jederzeit vor Augen zu führen, dass Sprache in unserem Reden zum Ausdruck kommt und immer individuell ist.

K. Ehlich (2009: 30) fasst die Sprache dynamisch und pragmatisch auf und betrachtet sie als eine Ressource für kommunikative Zwecke, die durch den Gebrauch dauerhaft erneuert wird. Sprache wird zur Sprache nur im sozialen Kontext und im kommunikativen Gebrauch (Ortner/ Sitta 2003: 8). Für H. Hausendorf (2009: 197) ist Sprache kein System, auch in diesem Sinne, dass sie sich nicht autonom verhalten, weder kommunizieren noch leben kann. Wenn Sprache eine kognitive, biologische und soziale Realität haben sollte, so H. Hausendorf (2009: 197), dann sei sie auf Bewusstsein, Leben und Kommuni-

kation angewiesen, mit einem Wort also: auf einen Menschen. Dabei sind sprachliche Interaktionen und Kognitionsinhalte, also soziale und psychische Entitäten gar nicht ohne Sprache vorstellbar, was durch neueste Erkenntnisse der Neurowissenschaften bewiesen werden konnte.

Sprachen erscheinen nur in unterschiedlichen konkreten Realisierungsformen. Es geht jedoch H. Hausendorf zufolge nicht um so etwas wie Sprachverwendung oder Sprachgebrauch als Manifestierung oder Aktualisierung der Sprache im Sinne eines dahinter gedachten Systems, sondern „es geht um Sprache im Sinne eines zentralen Bereichs der Natur sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungsformen von Kommunikation“ (Hausendorf 2009: 188), also um Sprache, verstanden als Interaktion.

Das, was physisch und real ist, was erfahrbar und innerhalb der Linguistik beschreibbar ist, sind konkrete sprachliche Äußerungen, Texte, Gespräche, mündliche und schriftliche Überlieferungen bis hin zu ganzen Werken, also reale sprachliche Objekte, ‚Endprodukte‘. Dem liegen sprachliche Fähigkeiten, mentale Prozesse und kognitive Inhalte zugrunde, welche die zweite Realität der Sprache ausmachen. Hinter der Performanz steht das menschliche Gehirn mit seinen psychischen oder neuronalen Prozessen, die nicht allein von der Linguistik, sondern auch mit den Mitteln und Methoden der Psychologie oder der Neurobiologie zu erforschen sind, sonst sind sie der direkten Beobachtung nicht zugänglich (vgl. dazu Stetter 2009: 52).

Dem Menschen, seinem Bewusstsein und seinem Gehirn verdankt die Sprache ihre Entwicklung. Das geistige Potential eines jeden Menschen nennt F. Grucza (1993: 171) eine linguagenerative Fähigkeit, die es ermöglicht, eine oder mehrere Sprachen zu erlernen. Angeborene, im Gehirn verortete sprachliche Eigenschaften entwickeln sich zu Fähigkeiten, indem sie ihre allgemeine Natur im Laufe der Sozialisierung durch äußere Anreize aus der Außenwelt konkretisieren, so dass der Mensch im Stande ist, komplizierte morphosyntaktische und semantisch-pragmatische Operationen durchzuführen, seine eigenen Äußerungen zu produzieren und Äußerungen von anderen zu empfangen und zu verstehen (zu interpretieren), so S. Grucza (2008: 129). Die Sprache ist mit dem Menschen, seinem Geist und seinem Gehirn eng verbunden, was auch M. A. Krąpiec (1991: 35) in seinem Werk unterstreicht: „Die Sprache ist wesentlich und untrennbar mit dem Gedanken verwoben, so dass diese im Menschen eine Einheit bilden. Sprache ist jedoch nicht mit dem Gedanken gleichzusetzen, aber sie ist mit ihm genetisch verbunden.“² (übers. E.Ż).

2 „Język zatem będąc w sposób istotny i nierozdzielnie spleciony z myślą wraz z nią tworzy u człowieka swoistą całość (...). (...) nie utożsamia się jednak z myślą, ale jest z nią związany genetycznie.” (Krąpiec 1991: 35)

1.2. Sprache(n) und Mensch(en)

L. Jäger zufolge (2003: 73-4) ist die Sprachwissenschaft von ihren Anfängen bis heute durch eine anthropologische Orientierung gekennzeichnet, vor allem aufgrund der sprachwissenschaftlichen und philosophischen Annahme, dass die Sprache ein den Menschen von anderen Spezies unterscheidendes Merkmal, zugleich eine ihn charakterisierende Eigenschaft und seine Wesensbestimmung ist. Diesen Umstand betont F. Grucza (1997b) ausdrücklich, wenn er darauf hinweist, dass der Begriff des Menschen obligatorisch den Begriff der Sprache impliziere. Es gibt hier gewisse Parallelen zu Wilhelm von Humboldt (1903-1936, Bd. 3, 314), der ebenfalls die anthropologische Fragestellung mit der sprachwissenschaftlichen verband. Jede Sprache, so W. von Humboldt, stelle nämlich den menschlichen Geist vollständig dar, und durch die Sprachen entfalte sich die menschliche Natur.

In der weiteren Geschichte der Sprachwissenschaft kam es jedoch nicht zu einer konsequenten Entfaltung der humboldtschen Idee. Aus heutiger Perspektive nennt L. Jäger (2003: 74) zwei entgegengesetzte Positionen. Die eine konzeptualisiert Sprache in einem cartesianischen Sinne, die andere in einem anticartesianischen. Noam Chomsky gilt mit seiner Auffassung der Sprache, die er als ein autonomes Modul in einem modular strukturierten Geist, d. h. gewissermaßen als ein geistiges Organ versteht, als der wichtigste Vertreter des ersten Lagers. „Der Cartesianismus modelliert die Sprache insofern auf dem erkenntnistheoretisch bedeutungslosen Niveau eines Repräsentationsmediums sprachunabhängiger Kognitionen“ (L. Jäger 2003: 76). Wie H. Putnam (1991: 31) zusammenfassend konstatiert, ist die Sprache demnach etwas Sekundäres, das nur als Vehikel zur Mitteilung von Gedanken dient und für das Denken keine Rolle spielt. Der Geist denkt sozusagen seine Gedanken ‚auf mentalesisch‘. L. Jäger (2003: 75) zufolge ist für diese cartesianische Richtung die Überzeugung entscheidend, dass sich der Geist individualgeschichtlich entwickeln kann und sein geistiges Vermögen durch eingeborene Ideen, also ein genetisch kodierte Programm geprägt ist. Nach dieser Überzeugung kann sich der Geist individualpsychologisch, ohne Bezug auf andere entwickeln; nur die Stimulation des Individuums im Verlauf seiner biologischen Reifung ist von Bedeutung. Das Sprachsubjekt stellt sich als eine einsame, erkenntnisautonome, selbstmächtige Monade dar, die sich nur unter Umständen der Sprache als ihres Spiegels bedient. Sprache entfaltet sich demzufolge nicht in der Kommunikation, sie wird eher zu einem Monolog. Gegen diese theoretische Position treten die aktuellen Befunde der Neurowissenschaften auf.

Schon für Wilhelm von Humboldt war dagegen ganz anticartesianisch die Sprache ein bildendes Organ der Gedanken und des Geistes, sein Konstituti-

onsmedium und nicht etwa sein Spiegel. Um sich zu konstituieren und bewusst zu werden, brauche der Geist, so Humboldt, eine externe Spur seiner Tätigkeit, und das sei die Sprache. Sie habe sich zum entscheidenden Medium des Menschen entwickelt und diene sowohl der Selbstbegegnung als auch dem Austausch mit anderen. Demzufolge sei der Geist keineswegs ein autonomes, selbstmächtiges Phänomen. Die gattungsallgemeine Sprachanlage könne sich nur durch die dialogisierende Aktivität mit anderen Menschen entwickeln, und nicht im einsamen Geist. Ein rein cartesianischer, verinnerlichter Geist müsse vergehen, ohne eine einzige Spur in der Welt hinterlassen zu haben (vgl. Jäger 2003: 77).

Ähnlich äußern sich H. Ortner und H. Sitta (2003: 29) dazu, indem sie sagen, dass es die Sprache sei, die den Geist zu Objektivationen befähigt. Sonst bliebe die Kognition und das Gehirn in ihren Grenzen mit sich selbst beschäftigt („prozeduraler Gesichtspunkt“). Erst der Output könne gehört oder gelesen werden, und zwar nicht nur von demjenigen, der Autor dieses Outputs ist, sondern auch von den Menschen in seiner Umgebung („Gesichtspunkt des Produkts“).

Nicht zuletzt infolge der langanhaltenden philosophischen Debatte um Sprache und Geist hat sich der Geistbegriff schließlich völlig säkularisiert, und zwar in allen Lagern. Der mächtigen, von René Descartes begründeten Denktradition, die den Geist lange Zeit als einen rein individuellen mentalen Zustand verstand, stellen P. Koch und S. Krämer (1997: 9-10) die Hegelsche Tradition entgegen, wonach sich der Geist überindividuell als Sinn in allen Werken, in der Religion, Kunst und Wissenschaft kristallisiere. Die eine Position kann als eine denkzentrierte, die andere als eine sinnzentrierte bezeichnet werden. Die erste stellt die Kognition, ihre Struktur sowie die Erkenntnis in den Mittelpunkt, die zweite die symbolische Hervorbringung einer Kultur in Gestalt ihrer Sprachen, Texte und Bilder. In beiden Auffassungen kommt das Verhältnis von Materialität und Immaterialität zum Ausdruck. Der Geist tritt in beiden Denkrichtungen als immaterielles Substrat in Erscheinung, wobei der Begriff der Materialität jedoch jeweils ganz unterschiedlich verstanden wird.

Der Begriff des Geistes ist heutzutage nicht nur komplett säkularisiert, sondern darüber hinaus auch zunehmend materialisiert und ‚verhirnt‘; als eigentlicher Ort des Geistes gilt mittlerweile das menschliche Gehirn. Die letzten zehn Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden in den USA sogar als Dekade des Gehirns ausgerufen, und die Neurowissenschaften wurden mit guten Erfolgen in der Forschung intensiv gefördert. Zwar wird in der neurowissenschaftlichen Perspektive das geistige Element zunehmend verkörperlicht, gilt aber nach wie vor als verantwortlich für alle mentalen Prozesse, sowohl für das Denken als auch die Sprache.

Der konkrete Mensch mit seinem Gehirn steht im Mittelpunkt des wissenschaftlichen Interesses, und dies völlig zu Recht, denn die sprachlichen Eigenschaften sind im Gehirn lokalisiert, und ihre Aktivierung hängt wiederum entscheidend vom Gehirn als ihrer letzten Instanz ab, was F. Grucza (1989: 23ff.; 1993: 161) ausdrücklich betont. Der Mensch wird auf diese Weise zum Träger der Sprache. Er ist von Natur aus ein sprachliches und zugleich denkendes Wesen. Insofern haben die sprachlichen Eigenschaften auch einen gewissen gattungsspezifisch angeborenen und immanenten Charakter. Die Sprache entwickelt sich bei dem einzelnen Menschen sehr individuell, so dass wir F. Grucza (1988: 322) zufolge den Terminus ‚Idiolekt‘ verwenden können. Eine wirkliche, reale Sprache eines konkreten Menschen formt sich schließlich aus der Menge der sprachlichen Eigenschaften eines Individuums, aufgrund deren er befähigt ist, sprachliche Äußerungen zu produzieren bzw. zu rezipieren. Die Sprache ist somit ein integraler, konstitutiver Bestandteil eines jeden konkreten Menschen, etwas dem Menschen Immanentes, und lässt sich nicht von ihm trennen. Die von Franciszek Grucza entwickelte anthropozentrische Linguistik ist weiterführend als alle bisherigen Befunde der Neurowissenschaften, und umgekehrt haben wiederum die jüngsten Ergebnisse dieser Wissenschaften seine Theorie bestätigt.

Als Eigenschaften, die im Gehirn lokalisiert sind, bilden Sprache, Denken und Wahrnehmung kognitive Systeme, so M. Schwarz (1996: 359f.). Der Mensch verfügt über mentale Repräsentationen, die er aktualisieren oder manipulieren kann. Sie sind geistige Inhalte, informationelle Zustände, abgespeichert als kognitive Strukturen im Langzeitgedächtnis, die spezifische geistige Leistungen, wie z.B. Kategorisieren, Problemlösungen oder das Verstehen von Sprache vollbringen. Die sich dynamisch entwickelnde Kognitionswissenschaft erforscht unterschiedliche Aspekte des menschlichen Geistes – wie Organisation und Speicherung menschlichen Wissens im Gedächtnis und deren Aktivierung in bestimmten Situationen – und berücksichtigt dabei seine neurophysiologischen Grundlagen (vgl. Vater 2005: 57f.).

Die neuesten Erkenntnisse der Evolutionsbiologie, Neurologie, Anthropologie und Psychologie belegen einen engen Zusammenhang von Sprache und Denken im Verlauf der gesamten Menschheitsgeschichte. Und demgemäß unterscheiden der Linguist Derek Bickerton (1996; 2004), der Neurobiologe Gerald Edelman (Edelman/ Tononi 2000), der Neurologe Antonio Damasio (1999) in der menschlichen Kognition zwei Repräsentationsebenen:

1. ein primäres System des Bewusstseins, auch Kernbewusstsein genannt, wovon auch Primaten verfügen und das auf sensorischen Inputs basiert;
2. ein sprachbasiertes, erweitertes System und damit ein höherrangiges Bewusstsein, das charakteristisch für die menschliche Kognition ist und mit semantisch-symbolischen und sprachlichen Fähigkeiten ausgestattet ist.

Zur Entwicklung der Sprache im Laufe der Evolution haben diejenigen Gehirnstrukturen beigetragen, die für die Entstehung des erweiterten Bewusstseins verantwortlich waren. Primaten mit der ersten Repräsentationsstufe verfügen über keinen Ort im Gehirn, der für begriffliche, allgemeine, situationsunabhängige Konzepte verantwortlich wäre. Solche Lebewesen sind nur imstande, vereinzelte Gegenstandskonzepte zu bilden, die den verschiedenen Sinnen entsprechen, oder auch eventuell vernetzte Konzepte, bei deren Aufrufen sie allerdings an die konkrete Situation gebunden bleiben. Erst durch untereinander verbundene sprachliche Zeichen entsteht ein mentaler Ort der zweiten Stufe. Ein sprachbasiertes Repräsentationssystem koppelt sensorische Begriffe der ersten Ebene an das semantische Netzwerk von Sprachzeichen an, wodurch sich das für Menschen spezifische Denken entwickelt. D. Bickerton (1996) definiert sprachliche Konzepte neurologisch als Zellverbände, die frei sind von obligatorischen Input- und Output-Verbindungen.

Die rein menschlichen Eigenschaften, zu denen wir Sprache, Intelligenz, höheres Bewusstsein, Erinnern, Planungsfähigkeit, Urteilen, Schlussfolgern, Erkennen von kausalen Zusammenhängen, Fähigkeit zum abstrakten Denken und zur Synthese, Originalität und Kreativität zählen, haben sich im Laufe der Menschheitsgeschichte im Verbund entwickelt. D. Bickerton (2004: 111 ff.) nimmt einen ganz bestimmten Faktor X an, dem die Menschen die Herausbildung von Sprache, Intelligenz und anderen humanspezifischen Vermögen verdanken. Andere Primaten verfügen über eine Reihe von Eigenschaften, die dieser Faktor in spezifisch menschliche Attribute transformiert haben könnte. Der Faktor X könnte in einer gewissen Veränderung der Operationsweise des Gehirns bestehen. Die menschlichen Verhaltensmodi sind nämlich auf kohärente neuronale Aktivitätsmuster angewiesen, die über eine lange Zeitspanne hinweg aufrechterhalten und nicht durch externe Stimuli ausgelöst oder unterstützt werden müssen. Nach dieser Hypothese könnte das menschliche Gehirn seine Fähigkeit dazu ausweiten, kohärente neuronale Signale über längere Zeiträume hinweg, in neuronaler Hinsicht, aufrechtzuerhalten. Auf diese Weise könnte sich in Menschen ein diskursives Bewusstsein entwickeln, dessen Aufgabe es wäre, Gedankengänge aufzubewahren (willentliche und zielgerichtete Folgen von Vorstellungen), zukünftige Handlungen zu planen, vergangene zu reflektieren und sein Verhalten bewusst zu ändern. Als Produkt der erhöhten Signalkohärenz entsteht auch die Sprache als eine weitere signifikante Differenz von anderen Primaten. L. Jäger zufolge (2003: 91) bleibt die Frage nach dem Übergang neuronaler in geistige Aktivität trotz der verschiedenen Hypothesen rätselhaft.

Wie E. Gorzelańczyk (2003) berichtet, haben die aktuellsten Untersuchungen zur Entdeckung des FOXP2-Gens geführt, das für die Realisierung von sprachlichen Funktionen verantwortlich sei. Dieses Gen habe sich jedoch nicht

isoliert entwickelt, sondern parallel und zusammen mit anderen typisch menschlichen Fähigkeiten, wie es das abstrakte Denken, die Fähigkeit zur Synthese u.a. sind.

Aus den neuesten Ergebnissen im Bereich der Hirnforschung resultiert eine Neuorientierung innerhalb der Kognitionswissenschaften. Diese Neuausrichtung besteht in einer zunehmenden Tendenz zur Materialisierung des Geistes und zur Naturalisierung des Mentalen. Das Gehirn wird zu einem notwendigen Ausgangspunkt für alle Regungen des Geistes, und somit müsste sich dieser letztlich als ein rein physikalischer Zustand beschreiben lassen. Im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht die sich kontinuierlich und unendlich differenzierende Struktur des Gehirns (vgl. Koch/ Krämer 1997: 12). Es werden Korrespondenzen zwischen neuronalen Erregungsmustern und mentalen Zuständen untersucht. Zum einen betont man dementsprechend die Körperverankerung der Kognition, zum anderen aber unterstreicht man ebenso nachdrücklich auch deren Weltsituiertheit, also ihre interaktive Rolle im Zusammenspiel mit Wahrnehmung und Handlung (McClamrock 1995, Clark 1997). Die mentalistische Geistkonzeption und die der diskontinuierlichen Natur des Gehirns werden hinterfragt. Wie L. Jäger (2004: 15) hervorhebt, lässt sich die Mentalität als die Gesamtheit aller mentalen Strukturen und Prozesse nur dann modellieren und rekonstruieren, wenn die Interaktionen des ‚Geistes‘ mit Körper und Außenwelt berücksichtigt werden. Das Mentale konstituiert sich im Zuge komplexer interaktiver Kommunikationsprozesse. Die Kognition beruht auf der Ausbreitung der Aktivierung im neuronalen Netz, die sich zeitlich parallel bei sehr vielen Einheiten ereignet, so H. Strohner (2000: 264). In der Ausbildung des mentalen Systems komme der Sprache eine entscheidende Bedeutung zu.

L. Jäger (2004: 11; 54f.) zufolge müssten die mentalen Operationen als rein innerlich-geistige Verfahren ohne wahrnehmbare Spuren bleiben. Medialität und Materialität sind somit notwendige Voraussetzungen für Mentalität. Der mentale Bereich, und somit auch die Sprache beim Individuum, könne sich nur über ihre externe Zeichenspur sowie über äußere Anreize, die ihren Weg ins Gehirn finden, konstituieren. Der Geist ist demzufolge nicht nur ‚verhirnt‘, sondern auch ‚verkörpert‘, d.h. als solcher in einer Umwelt verankert (Damasio 1995), und nicht entsinnlicht und solipsistisch. Den Prozess des Erlernens einer (konkreten) Sprache interpretiert F. Gruzica (1993: 171) als Erweiterung der im Gehirn angelegten sprachlichen Eigenschaften aufgrund von konkreten Anreizen, sprachlichen Äußerungen, die vom Gehirn aufgenommen werden.

E. Linz (2004: 60) zufolge gewinnt auch die These zunehmend an Bedeutung, dass kognitive Gehalte grundsätzlich in sensualisierter Form ins Bewusstsein gelangen, so dass dem Bewusstsein ausschließlich sogenannte intermediär angesiedelte Prozesse zugänglich sind, das heißt generierte Perzepte, wie visuel-

le Bilder, Klangbilder etc. (vgl. dazu Crick/Koch 2000, Damasio 1995). Das Bewusstsein befindet sich nicht mehr an der Spitze der kognitiven Hierarchieordnung, sondern bewegt sich auf der Ebene der Perzeption. Der Status der Sensualität im mentalen System gewinnt auf diese Weise an Bedeutung. Ihre Funktion beruht darauf, unabhängig existierende amodale Kognitionsinhalte und -prozesse ins Bewusstsein zu heben, so E. Linz (2004: 60). „Die konzeptuelle Ebene ist immer indirekt erschließbar, wenn konzeptuelle Informationen an modalitätsspezifische Repräsentationen gebunden sind“ (Schwarz 1996: 363).

In den dynamischen, interaktiven, körperbasierten Kognitionskonzepten spielt die Sprache eine wichtige Rolle. Der Sprache wird bei der Erweiterung und Restrukturierung kognitiver Fähigkeiten eine zunehmende Bedeutung zuerkannt, die vor allem darauf beruht, der Externalisierung von kognitiven Inhalten zu dienen. Auch bei R. Jackendoff (1997) wird der Sprache insofern neue Bedeutung beigemessen, als er die bewusste Erfahrbarkeit von Gedanken sowie auch die Möglichkeit zur Selbstreflexion an die Sprache bindet. Es existieren zwar ebenso nicht-sprachliche Formate von Bewusstseinsinhalten, z.B. rein Visuelles wie Bilder, sie seien aber nicht imstande, allgemeine Kategorien, Abstrakta und Relationen zu sensualisieren:

(...) language is the only modality that can present to consciousness abstract parts of thought like predicate-argument structure, kinship relations, reasons, hypothetical situations, and the notion of inference. Thus only through language can such concepts form part of experience. (Jackendoff 1997: 200)

E. Linz (2004: 64) zufolge konstituieren sich kognitive Prozesse im Bewusstsein erst dadurch, dass die sensorische Wahrnehmung das Entäußerte als externes Objekt begreift. Auch P. Koch und S. Krämer (1997: 12) zufolge erweist sich der menschliche Geist als fundamental durch Exteriorität bestimmt. Denkopoperationen überschreiten insofern die Grenzen des rein Mentalen, als sie den Zeichengebrauch miteinbeziehen. Erst so könne die Vielfalt von Zahlen, Begriffen und logischen Prozeduren hervorgebracht werden. Wie bereits gesagt, spielt die Sprache im Prozess der Ausdifferenzierung kognitiver Konzeptstrukturen eine zentrale Rolle, denn sie wird nicht nur unter dem Aspekt eines kognitiven Systems, sondern auch als externes Zeichen- und Kommunikationssystem wahrgenommen. Die Eigenart des menschlichen Geistes bildet sich da heraus, wo die Begrenzung eines individuellen Gehirns überwunden wird. Komplexe Kognitionen entstehen einerseits durch Externalisierung interner Gehalte, andererseits durch Internalisierung externen Verhaltens, betont H. Strohner (2000: 267). Diesen Tatbestand beschreiben H. Ortner und H. Sitta folgendermaßen:

1. Das Individuum ›kogniziert‹ und kommuniziert nie außerhalb von Weltbezügen und Bezügen auf die Sprachgemeinschaft, detaillierter:
 - 1.1. Es kogniziert und kommuniziert immer (sprach- und kommunikations-) geschichtlich geprägt und
 - 1.2. Es kogniziert und kommuniziert immer funktional (...).
2. Das Individuum kogniziert und kommuniziert Sinn schaffend, Sinn entfaltend und Sinn zerlegend (...). (Ortner/ Sitta 2003: 8)

Resümierend lässt sich Folgendes sagen: die kartesianische Tradition hat sich mit der hegelschen versöhnt, denn das Innere des Menschen in all seinen Dimensionen, d.h. Bewusstsein, Sprache, Reflexion, schlussfolgerndes Denken usw., kann sich nicht aus sich selbst heraus ohne Kontakt mit der Außenwelt entwickeln, sondern nur unter der Voraussetzung des vielfältigen Kontakts mit anderen. Der mentale Zustand objektiviert sich erst dann, wenn kognitive Gehalte einer intersubjektiven Überprüfung unterzogen werden. Der Mensch ist keine autonome Monade, sondern ein sozial interaktives Wesen. Seine psychische Entfaltung kommt in all ihrer Vielfalt nur in der Gemeinschaft zustande. Wie C. Knobloch (2003: 119) postuliert, sollte man angesichts der mentalen Realität die kommunikative Realität nicht aus den Augen verlieren.

Die Frage „Was ist in unserem Kopf?“ ist in der heutigen Hirnforschung nach wie vor aktuell, aber die Frage „Was ist außerhalb unseres Kopfes?“ eröffnet für den Sprachwissenschaftler ebenfalls aufschlussreiche Perspektiven. Die realitätsbezogene und kommunikationszugewandte Linguistik bezeichnen H. Ortner und H. Sitta (2003: 17) als linguistische Anthropologie, welche die sprachliche Kommunikation in ihrer ganzen Komplexität zu untersuchen hat. Schon im Jahre 1933 hatte Leo Weisgerber auf die Stellung der Sprache im Aufbau der Gesamtkultur hingewiesen. Keine der höheren Aktivitäten des Individuums und der Gesellschaft ist auf dem heutigen Entwicklungsstand der Menschheit ohne Sprachen vorstellbar. „Das »unverkürzte sprachliche Leben« ist natürlich immer die Ziel- und Richtgröße“ (Knobloch 2003: 105). Die Ausrichtung der Linguistik auf natürliche Sprachen hat nicht zuletzt auch eine kulturhistorische Dimension zu vergegenwärtigen:

Gerade wer die Sprachlichkeit des Menschen nicht nur als eine gattungsspezifische, sondern auch als eine gattungskonstitutive Eigenschaft der Spezies ansieht, und hieraus eine bedeutsame Legitimation für die disziplinäre Existenz der Sprachwissenschaft ableitet, wird einräumen müssen, dass *Sprache*, *Kultur* und *Geschichte*, die das Leben der Gattung seit etwa 50 000 Jahren bestimmen, Teil unseres gattungsgeschichtlich entstandenen *biologischen* Erbes sind. Die Kulturalität des Menschen ist Teil seines biologischen Programms und seine mentalen Vermögen sind eng mit seiner Leiblichkeit verwoben. (Jäger 2003: 91)